

Das weiße Zimmer

Roman von Hermann Gunkel.

(4. Fortsetzung.)

„Ich glaube, mein Schwager brachte sehr wenig oder gar kein Geld ins Geschäft. Meine Schwester Julia beschloß aber Vermögen. Sie gab Geld her, damit mein Bruder Walter Heller mit ins Geschäft nahm. Wenn Sie noch mehr zu wissen wünschen, müssen Sie meinen Schwager selbst fragen.“

„Das werde ich auch tun. Wollen Sie mit seiner Adresse gehen?“
Laura nannte dieselbe und Derrid notierte sie. „Ich werde ihm telegraphisch schreiben. Die gerichtliche Untersuchung findet morgen statt; er muß dabei zugegen sein. Was ich noch fragen wollte — kennen Sie einen jungen, schlanken Herrn mit einem Spitzbart? Kommt er zu Besuch in die Villa?“
„Richtig das ich möchte“, versetzte Laura. „Ich kenne niemanden, auf den diese Beschreibung paßt — mit einem Spitzbart, meine ich.“

„Und doch kam gestern ein solcher junger Mann hier aus dem Hause und sprach längere Zeit mit dem die Waage habenden Polizisten, während sein Komplize die Frau ermordete.“
„So waren es zwei Männer?“
„Ich glaube“, versetzte Derrid zögernd. „Ich nehme an, Fräulein Majon, daß Sie noch der Adresse Ihrer Schwester wieder in dem Hause gewesen sind?“
„Nein, ich war nicht drinnen.“
„Nein? Da Sie doch so nahe wohnen?“

„Trotzdem bin ich nicht hier gewesen.“
„Sie wohnen doch aber dort sonst hier?“
„Ja, bei meiner Schwester.“
„Ihre Sachen sind also hier im Hause?“
Laura sah den Inspektor scharf an, als wolle sie in seinen Gedanken lesen. „Ich habe alles nötige mitgenommen, wie wenn ich auf eine längere Reise ginge, Herr Inspektor. Seit zwei Wochen wohne ich bei Frau Baldwin und bin seitdem nicht in der Achilles-Allee gewesen.“
„Sind Sie nicht an dem Hause vorbeigekommen?“
„Ich sagte Ihnen, ich sei nicht wieder in der Achilles-Allee gewesen.“
„So wissen Sie also nicht“, bemerkte Derrid, enttäuscht über die resultierende Unterredung.

„Es ist nichts.“
Der Inspektor rief sich nachdenklich das Wort. Herr Heller war der Besitzer der Villa Viz, er allein konnte vielleicht erklären, wie die Ermordete in sein Haus gekommen war. Vielleicht fand sich in seinem vergangener Leben die Ursache zu dem graufamen Tode dieser unglücklichen Frau. „Was war Herr Heller, bevor er in die Firma eintrat?“ fragte Derrid.

„Er ist viel in der Welt herumgekommen, so viel ich weiß. Meine Schwester überredete ihn, in das Geschäft meines Bruders einzutreten, was er auch nach seiner Heirat tat.“
„Hm“, machte der Inspektor, dem diese Mitteilung nach seiner Richtung hin einen Anhalt gab. Dann ließ er seine Augen in dem Zimmer umherwandern. „Eine merkwürdige Einrichtung, diese hier, Fräulein Majon. Ist es die Idee Ihrer Frau Schwester?“

„Mein, mein Schwager hat es eingerichtet. Das ganze Haus war hier fertig möbliert, ehe meine Schwester heiratete.“
„Aber doch wohl für das Ehepaar Heller?“
„Nein. Mein Schwager wohnte sechs Monate als Junggeselle hier.“
„Dann waren beide wohl lange verlobt?“

„Nein, sie konnten sich erst drei Monate, als sie heirateten. Herr Heller hat das Haus nach seinem eigenen Geschmack eingerichtet.“
„Ich danke Ihnen herzlich, Fräulein Majon“, sagte Derrid, „daß Sie mir so offen geantwortet haben. Wenn ich etwas zu neugierig gewesen bin, so müssen mir die außerordentlichen Verhältnisse als Entschuldigung dienen. Jetzt wollen wir zu der Leiche gehen.“

Laura erlebte sich, erhob jedoch keinen Einwand. Schweigend folgte sie dem Inspektor. Als sie vor der Tür des Zimmers anlangten, in welchem die Ermordete lag, wich das junge Mädchen zurück.

„Sie haben die Leiche in mein Zimmer getragen?“ rief sie entsetzt hervor.

„O, das tut mir aber leid“, erwiderte der Inspektor, die Tür öffnend. „Ich hatte natürlich keine Ahnung, wessen Zimmer es war.“
„Ich werde nie, nie wieder hier drinnen schlafen können“, murmelte Laura und schritt durch die Tür, die Derrid für sie offen hielt.

„Aus Zartgefühl für die junge Dame trat der Inspektor nicht mit ein, sondern blieb draußen und dachte über das soeben Geschehene nach. Seine Ansicht nach hatte Heller ziemlich schnell geheiratet, er hatte seine Frau in die Villa geführt, die nicht für

sie eingerichtet worden war. Für einen Junggesellen war das Haus viel zu groß; es schien von Anfang an für zwei bestimmt gewesen zu sein. Wenn nun Heller mit einer anderen Dame verlobt gewesen war und für diese das Haus eingerichtet hatte! Wenn diese Verlobung rückgängig gemacht worden wäre und er dann Fräulein Julia Majon überraschend schnell geheiratet? War das der Fall, dann war das weiße Zimmer, das durchaus nicht nach Frau Hellers Geschmack, für den Geschmack einer anderen möbliert worden. Und vielleicht war diese andere die unglückliche, die Ermordete hier lag? Nur Heller besaß einen Haus Schlüssel, nur Heller konnte sie eingelassen haben und dann — wieder schüttelte Derrid den Kopf. Er wollte nicht zu weit in seinen Vermutungen gehen. Erst mußte er Heller kennen lernen und sehen, was für ein Mann er war, bevor er sich eine Theorie bildete.

In diesem Moment trat Laura ein, aber ziemlich gefaßt aus dem Zimmer.
„Ich kenne die Frau nicht“, sagte sie.
„Sind Sie dessen ganz sicher?“
„Ganz sicher. Ich habe sie nie im Leben gesehen. Es ist eine sehr hübsche Frau“, fügte das junge Mädchen traurig hinzu, „sie hat ein so kindliches Gesicht. Ich möchte nur wissen, warum sie hierherkam.“
„Ja, das möchte ich auch wissen — und wer sie ermordet hat“, sagte Derrid.

„Es ist ein schreckliches Geheimnis“, seufzte Laura und wandte sich zum Gehen.
„Es wird nicht lange ein Geheimnis bleiben. Da nur Herr Heller einen Haus Schlüssel zu der Villa besaß, muß er sie kennen.“
„Eigentlich ja. Nur hat er —“
Laura brach plötzlich ab und streifte den Inspektor mit einem forschenden Blick.
„Wollen Sie damit sagen, daß mein Schwager über dieses Verbrechen etwas weiß?“

„Wenn er allein einen Haus Schlüssel besitzt —“
„Sie sagten doch, der junge Mann mit dem Spitzbart, den Ihre Untergeordnete traf, habe auch einen Haus Schlüssel gehabt?“
„Ja. Trägt Herr Heller einen Spitzbart?“
„Nein, er ist glatt rasiert.“
„Vielleicht hatte er einen falschen Bart angelegt?“

„Wir dürfen Sie so etwas fragen“, rief Laura entsetzt. „Ich bin überzeugt, daß Herr Heller nicht das geringste weiß. Gestern Abend lag er in Westliff trant zu Bett. Ich kann Ihnen ein Telegramm zeigen, in welchem meine Schwester die Nachricht gab, daß sie heute ebenfalls hinfahren wollte mit telegraphierte, ich solle lieber nicht kommen, da Walter trant sei und zu Bett liege.“
„O! rief der Inspektor überrascht. „Können Sie mir das Telegramm zeigen?“

„Ich werde es Ihnen nachher schicken. Wenn Sie Herr Heller sehen werden Sie ihn nicht einen Augenblick lang beargwöhnen. Es gibt keinen gutmütigeren Menschen als ihn. Wie die arme Frau auch in das Haus gekommen und auf welche Weise und von wem sie ermordet worden sein mag — mein Schwager weiß jedenfalls nichts davon. Auf welche Weise ist sie denn ermordet worden?“

„Sie wurde unter das linke Schulterblatt gestochen, während sie sang.“
„Während sie sang? Die Frau sang? In einem fremden Hause?“
„Sie sang: Heimat, süße Heimat.“
„Meiner Schwester Lieblingslied!“ rief Laura verwundert.

„So?“ fragte Derrid in scharfem Ton. „Ihre Frau Schwester ist auch in Westliff?“
„Wollen Sie vielleicht auch meine Schwester beschuldigen?“ fragte Laura entrüstet.

„Ich beschuldige niemanden“, versetzte Derrid. „Ich suche nur überall nach Anhaltspunkten, um mir eine Theorie zu bilden.“
„Warum suchen Sie nicht lieber nach Schuldverweisen?“
„Wie meinen Sie das, Fräulein Majon?“

„Nun, es muß doch eine Waffe da sein, mit der die Verurteilte ermordet wurde.“
„Wir haben überall gesucht, aber nichts gefunden. Wahrscheinlich hat der Mörder die Mordwaffe mitgenommen. Der Arzt meinte nach Betrachtung der Wunde, sie rühre von einer schmalen, langen Waffe her — vielleicht einem Stilet.“

„Wie Ausländer sie benutzen würden“, meinte Laura unwillkürlich.
„Wie meinen Sie?“ fragte Derrid rasch.

„Ich habe einmal gehört, daß Ausländer Stilets bei sich zu tragen pflegen.“
„Das stimmt allerdings. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß auch eine Frau eine solche Waffe benutzt. Wir

wissen ja noch nicht, ob der Mord von einem Mann begangen wurde oder von einer Frau.“

„Haben Sie einen bestimmten Verdacht?“ fragte Laura.
Derrid sah nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Nehmen wir an, die Frau schloß selber das Haus auf. Wie sie zu dem Schlüssel kam, weiß man nicht. Sie wollte vielleicht jemanden hier treffen — vielleicht zwei Personen — und diese ermordeten sie.“

„Zwei Personen?“ unterbrach ihn Laura hastig.
„Da ist erstens der junge Mann, dem mit Heller plauderte, um ihn der Villa fernzuhalten, und der andere, der sie ermordete. Nehmen wir an, die Frau habe beide getroffen. Als man vom Fenster aus den Polizisten wahrnahm, verließ Nummer eins das Haus, um Müller wegzulocken. Allein geblieben mit Nummer zwei, sieht sich die Frau ans Piano. Auf dem Notenständer liegt das Notenblatt: „Heimat, süße Heimat.“ Sie kennt das Lied und singt es. Der Mörder steht hinter ihr und ersticht sie. Dann ergreift er die Frucht.“

„Sie vergessen, daß das Lied gesungen wurde, als Nummer eins noch nicht mit Müller gesprochen hatte!“
„Die Frau begann wahrscheinlich sofort zu singen, nachdem Nummer eins gegangen war.“

„Vorher“, warf Laura ein. „Der Polizist hörte doch schon an der Gartentür dem Gesang zu, während Nummer eins noch im Hause war. Müller ist doch das Gesangs wegen stehen geblieben, um zuzuhören.“

Derrid zog die Stirn in Falten. „Es ist eine rätselhafte Geschichte, erwiderte er. „Ich tappe überall im Dunkeln. Ich kann vorläufig nichts weiter tun, bevor ich nicht Herrn Heller gesprochen habe. Er muß doch wissen, wie die Frau —“

„Nichts weiß er“, fiel Laura ungestüm ein. „Er kann nichts wissen. Er liegt trant in Westliff und —“
„Jedenfalls war er da, was er zu sagen hat“, unterbrach der Inspektor kurz das junge Mädchen.

„Er erhob sich, wie um anzudeuten, daß er die Unterredung als beendet betrachtete. Als er die Tür öffnete trat Tracey häufig herein.“
„Mein Auto ist gesunden!“ rief er höflich.

„Wo?“ fragten Laura und Derrid wie aus einem Munde.
„Vor dem Charing-Cross-Bahnhof!“
„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen“, wandte sich Laura rasch an den Inspektor, „daß man vom Charing-Cross-Bahnhof aus nicht nach Westliff fahren kann.“

„Ich habe ja Herrn Heller auch noch nicht befragt“, gab der Inspektor schroff zurück.

5. Kapitel.
Es gab natürlich eine ungeheure Aufregung über das weiße Zimmer, was es jetzt orientalischen genannt wurde. Die Bewohner des Vorortes Troja waren entsetzt, daß sich in ihrer stillen Gegend etwas so Surrealeres zutragen sollte. Der kleine Ort war jetzt wie ein aufgeregter Ameisenhaufen. Reporter, Detektive, Politiken, Reizgeister und allerhand unruhiges Volk schweiften durcheinander. Herr und Frau Heller ließen ihr Kind in Westliff zurück und kamen nach Hause, um dem Volatiernein beizuwohnen, der in einem Gasthaus abgehalten wurde. Heller stand darauf, daß die Leiche sofort aus der Villa Viz geschafft wurde.

„Das hätte doch sofort geschehen müssen“, erklärte er. „Ich kenne die Frau nicht, meine Frau kennt sie auch nicht und ich begreife nicht, wie sie in mein Haus kam.“
„Hör auf, hör auf, Schwiegerpaar!“ hatte Willly ängstlich unterbrochen, „sonst sagst du am Ende noch Spöck!“ — Und dann hatte er zu Hause im Wädel nachgeschlagen und konstatiert, daß der Schwiegerpaar seinen poetischen Erguß aus diesem Reifebuch — schlecht auswendig gelernt hatte.

„Ja, so war es gekommen, und nun setzen Willly und Lily hier auf dem Balkon des Hotel de la Condamine in Monaco. Sie blickten durch die „rota Wasserleiter“ auf die „Kiele freischwimmender Schiffe“ und landwärts auf die „wahnwitzigen Ordbären.“

Lily war ganz befestigt, aber Willly war schillig nervös. Er befand sich in einer schrecklichen Gemütsverfassung. Da drüben lag das Kasino, das man fünf Minuten entfernt, und in den Sälen rollte das rote Gold. Ihm wurde schwindlig, wenn er daran dachte.

„Nein, wie borniert, daß er Lily geschworen hatte, das Kasino nicht zu betreten! Sie hätte ihm sein Verprechen auch nie zurückgegeben, wenn er sie darum gebeten hätte. Aber vielleicht fand sich doch noch eine Gelegenheit, heimlich auf eine Stunde durchzubrechen. Antworten! Antworten! Am Ende fand er noch den Anschlag.“

„Und er fand ihn wirklich.“
Lily ging nämlich an den Strand. Sie wollte ein warmes Seebad nehmen. Willly redete natürlich zu.
„Das war der Augenblick! Zehn Minuten später lag er oben am goldenen Tisch der Tente et quarante und ließ die Goldhüde rollen.“
Anfangs gewann er großartig! Dann ging es etelhaft hin und her, und schließlich verlor er empfindlich. Fortuna schien heute sehr schlechter

Am Spieltisch.

Skizze von Max Deutter.

Willly von Schöning galt im Kasino als ein unterbesessener Zeute.

Wo immer bei besonderen Anlässen, Liebesmahlen und so weiter, im Kasino oder in verschwiegenen Lokalen ein Spielchen entzweit wurde, war er unfehlbar der Spieltisch regens des Unternehmens.

Willly war niemals einseitig gewesen. Er kannte die Technik aller Spiele aus dem Effeff und spielte mit gleicher Unergründlichkeit Slot, Poker, Lustige Sieden, Raube Eis, Schachkopf, Roulette, Tente et quarante und wie die schönen Spiele alle heißen, bei denen Geld zu gewinnen oder auch zu verlieren ist.

Nun hatte wieder verteilte Willly Lily von Hofense geheiratet. Aber dieses elegante Mädchen hatte sich zu vor heilig von ihm versprochen lassen, daß er als Ehemann nie mehr eine Karte biegen, einen Würfel berühren oder Geld der Rouletteugel anvertrauen wolle.

Das hatte Willly auch mit heiligem Eid bezeugt und Lily versichert, daß er überhaupt nie zu seinem Vergnügen gespielt habe, sondern stets der Not gehend, nur um seine traurige Lage aufzubessern. Sein Monatslohn sei immer so minimal gewesen, daß er damit absolut nicht habe auskommen können.

Lily hatte es ihm beinahe geglaubt und ihn sogar noch bedauert. Na, das lag ja jetzt alles weit hinter ihm, denn Lily von Hofense war eine recht gute Partie, sowohl ideell als auch besonders materiell.

Der alte Hofense hatte Willly zweitausend Mark für die Hochzeitsreise ausgehandelt und seinem lieben Kind beim Abschied heimlich noch ebensoviel in ihr Täschchen gesteckt. Lily beschloß nach reiflicher Erwägung, ihrem Willly mit diesem Gelde bei der Heimkehr in die Garnison eine Freude zu machen. Sie wollte ihm ein Pferd kaufen, einen Gesellschaftswagen mit langer Welle und weißen Strümpfen, in den er ganz vernarrt war. Es sollte eine Liebesgabe werden. Daher hatte sie ihm den Besatz des Geldes verschwiegen.

Die Hochzeitsreise des Paares war nach Palermo geplant, mit einem kurzen Absteher über die Riviera. Daß dabei drei Tage auf Monte Carlo gerechnet waren, daran trat eigentlich der alte Hofense schuld, der das junge Paar mit seinem Panegyrikus über diesen Ort dazu bestimmt hatte.

„Monte Carlo“, hatte er gesagt, „wäre das Paradies der Erde ohne dieses torpumpierte Kasino, diese ausschweifende Spielhöle, diesen Schandfleck der Menschheit. Die Natur hat diesen Ort in ihrer verschwiegensten Laune geschaffen. Die Halbinsel Monaco bildet mit ihrem unter Seeforschenden Fürsten ein tropisches Bogengebirge von jähren Felsabhängen, deren Fuß von dem Gestir der schimmernden Sandung gepfeilt wird.“

Darüber wölbt sich in Meteoritenform der ewig blaue Himmel. Ausgedehnte Olivenwälder bieten Hochzeitstreffenden herrliche Spaziergänge und lauschige Schmolzwinter.

Hoch oben von der Terrasse — auf der ich auch mit meiner lieben Mutter während meiner Hochzeitsreise verweilte — erblickt man das unermessliche Meer, das sich in dem prächtigsten Farbenpiel vor dem entzückten Auge entfaltet.

„Hör auf, hör auf, Schwiegerpaar!“ hatte Willly ängstlich unterbrochen, „sonst sagst du am Ende noch Spöck!“ — Und dann hatte er zu Hause im Wädel nachgeschlagen und konstatiert, daß der Schwiegerpaar seinen poetischen Erguß aus diesem Reifebuch — schlecht auswendig gelernt hatte.

„Ja, so war es gekommen, und nun setzen Willly und Lily hier auf dem Balkon des Hotel de la Condamine in Monaco. Sie blickten durch die „rota Wasserleiter“ auf die „Kiele freischwimmender Schiffe“ und landwärts auf die „wahnwitzigen Ordbären.“

Lily war ganz befestigt, aber Willly war schillig nervös. Er befand sich in einer schrecklichen Gemütsverfassung. Da drüben lag das Kasino, das man fünf Minuten entfernt, und in den Sälen rollte das rote Gold. Ihm wurde schwindlig, wenn er daran dachte.

„Nein, wie borniert, daß er Lily geschworen hatte, das Kasino nicht zu betreten! Sie hätte ihm sein Verprechen auch nie zurückgegeben, wenn er sie darum gebeten hätte. Aber vielleicht fand sich doch noch eine Gelegenheit, heimlich auf eine Stunde durchzubrechen. Antworten! Antworten! Am Ende fand er noch den Anschlag.“

„Und er fand ihn wirklich.“
Lily ging nämlich an den Strand. Sie wollte ein warmes Seebad nehmen. Willly redete natürlich zu.

„Das war der Augenblick! Zehn Minuten später lag er oben am goldenen Tisch der Tente et quarante und ließ die Goldhüde rollen.“
Anfangs gewann er großartig! Dann ging es etelhaft hin und her, und schließlich verlor er empfindlich. Fortuna schien heute sehr schlechter

Laune zu sein. Aber Willly besaß kaltes Blut. Nun er im Verlust war, konnte er doch unmöglich aufhören. Nein, nein! Er mußte nur zähe durchhalten, mußte die Dame zwingen. Das Beispiel hatte er unmittelbar vor Augen. Da drüben lag seit kurzem der gräßliche Doktor aus seinem Hotel, der an der Table d'hôte Willlys Tischnachbar war. Dieser Mensch gewann in einem fort, gewann märchenhaft. War Willly im Verlust, so zog er ganz sicher eine Stange Gold ein. Und Willlys Verschickung schmolz immer mehr zusammen. Es war zum Ausmachen.

Dann dachte Willly an Lily! Nein, er wollte jetzt nicht an Lily denken. Er wollte gewinnen, die Scherte ausbiegen. Dem Kästchen hilft ja das Glück!

So tat er denn das Brichtste, was man beim Spiel tun immer: er doublierte, doublierte, doublierte immerzu. Endlich mußte Fortuna doch ein Einsehen haben. Endlich mußte die Karten doch einmal zu seinen Gunsten schlagen!

Aber er mußte erkennen, daß es nicht gut tat, die Göttin herauszufordern. Sie verfolgte ihn immer aufs neue ihre Günstin. Und auf einmal war er mit seinem Gelde fertig. Er hatte alles verpfändt, alles bis auf den letzten Louis. Sogar das Reifgeld war fort. Fortuna war entschieden verrückt geworden!

Was sollte nun werden! Lily! Die Hochzeitsreise! Der Schwiegerpaar, der diesen Ort einen Schandfleck der Menschheit genannt hatte. Sie tanzten alle vor seinen Augen Tango. Und dann erhob er sich bestürzt von seinem Stuhl, um ins Hotel zu gehen.

Aber als er sich umwandte — narrete ihm seine Phantasie oder was es Wirklichkeit? — da stand Lily hinter seinem Stuhl, und es war ihm, als gäbe sie dem Doktor drüben ein Zeichen.

„Wo Lily hatte ihn beobachtet, während er spielte!“
„Ihm drohte der Atem. Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. Er wollte flüchten, an ihr vorbeischießen, aber sie hatte ihn schon beim Knopf und hielt ihn fest.“
„Nun, hast du gewonnen?“ fragte sie kühl. „Du hast doch gewonnen, nicht wahr?“

Warum sie nur fragte! Sein verhorrt Gesicht mußte ihr doch alles sagen. Und die Leute beobachteten ihn. Sie hatten die Frage gehört.

„Lily!“ rief er jetzt. „Denke dir nur, ich habe alles verpfändt, sogar das Reifgeld, das mir dein Vater gab. Es ist wahrhaft entsetzlich!“

„Das Reifgeld auch? — Ja, das ist schlimm. Wie werden wir nun nach Palermo kommen?“
„Von Palermo ist nicht mehr die Rede. Hasten wir nur das Billekt nach Hause! Ich habe nicht mehr fünf Franken in der Tasche!“

„Allo eine vollkommene Pleite!“
„Na, das ist doch nicht so sehr schlimm“, lächelte Lily. „Ich habe nämlich auch gespielt und — gewonnen.“
Lily trauten seinen Worten nicht. Er speerte nur den Mund auf und sah nach seiner Stirn, auf der kalter Schweiß perlte.

„Ja, glaube es nur. Ich habe einen ganzen Haufen Gold gewonnen, mindestens soviel als du verloren hast.“

„Aber das ist ja grandios! Wo hast du denn den Mann?“
In diesem Augenblick erschien der „gräßliche Doktor“ auf der Bildfläche.

„Gnädige Frau“, rief er freudestrotzend schon von weitem, „hier haben ich ordentlich herausgehauen, nicht wahr? Hier sind zunächst die zweitausend Mark, die Sie mir anvertrauten.“
Er händerichte Lily zwei Bonnoten, je zu tausend Franken, und eine zu fünfhundert aus. „So — und jetzt kommt der Gewinn.“

„Das ist auch vorläufig nicht nötig“, lachte Lily und verstande die Bonnoten in ihr Täschchen. „Haben Sie tausend Dank, lieber Doktor, für den Freundendienst. So! Und nun lade ich beide Herren zu einem opulenten Frühstück ins Café de Paris.“

Lily hatte ihren kleinen Finger in den des Gatten. So zog sie ihn aus dem Spielfaal hinüber ins Café de Paris.

Bei der Langsamkeit und köstlichem Chablis erzählte der Doktor dann Willly den Zusammenhang.

ausgeglichen, ja sogar noch etwas mehr gewonnen, als dieser verloren hatte.

Willly hörte der süßesten Geschichte mit äußerster Gemütsregung zu. Einerseits schloß er sich durch die Hinfestigung der beiden von schmerzhaftem Druck befreit, andererseits verdroß es ihn fast, daß Lily mit diesem wildfremden Menschen gemeinsam wider seinen Leichtsinn zu Felde gezogen war.

Das verwünschte Zeug! Mochte es der Teufel holen! — Na, aber die Hauptsache: er hatte sein Geld wieder, und sie konnten nun nach Palermo.

„Ich schlage vor, daß wir sobald als möglich diesen Stadtort verlassen“, sagte Willly. „Abend, als bei der Lily von Lily, sich eben zur Ruhe gelegt hatten. Das Erlebnis von heute morgen ist mir in die Knochen gefahren.“

„Auch für mich war dieser Tag ein Erlebnis“, entgegnete Lily, „denn ich habe dich heute von einer ganz neuen Seite kennen gelernt.“
„Aha! Jetzt kriegte er seine Garbinenpredigt!“

„Ja, sieht du“, versuchte Willly scherzend abzuwehren, „jetzt ist dich besoffe, habe ich eben zu viel Glück in der Liebe. Daraus erklärt sich allein mein ausgeprochenes Pech im Spiel.“

„Hüte dich, Willly, daß es nicht wieder umgekehrt wird“, sagte Lily in einem eigentümlich warnenden Tone, den er noch nie bei ihr gehört hatte. „Diesmal verbeuge ich dich gegen Fressel, aber nun keine Sinne mehr wider den heiligen Geist unserer Gemeinschaft! Denn sonst müßte ich dich für einen charakterlosen Mann halten, und ein charakterloser Mann — na, das ist für mich überhaupt kein Mann. Jedenfalls könnte der nie im Leben — mein Mann bleiben!“

„Willly glaubte nicht recht zu hören, aber sie hatte die Worte wirklich gesprochen. Und jetzt löschte sie die Flamme, drehte sich auf die Abkehrseite und war im Handumdrehen eingeschlossen.“

Willly lag total verblüfft in seinen Kissen. Er machte ein verbotes trübsichtiges Gesicht. Zum Glück konnte man es im Dunkeln nicht sehen.

Die Teutoburger Schlacht.
„Als die Römer frech geworden, zogen sie“, wie es in dem bekannten Liede heißt, „nach Deutschlands Norden“. Natürlich konnten sie dies nicht tun, ohne einen General dabei zu haben, und darum gab der Kaiser Augustus ihnen den Varus mit, der bereits den Westwall der Provinz besaß.“

Als nun Arminius eines Tages in der Zeitung las, daß drei Legionen „behufs größerer Übungen in Gewände“ nach dem Rheine zögen, da sprang er mit einem ahnungsvollen „Aha!“ auf und eilte zu seinen Freunden, die gerade auf ihren Bärentellen lagen und ihm lustig ihre Gumpen entgegenzwängten.

„Kommt, Brüder, trinkt mit!“ riefen sie ihm zu, doch Arminius verbeugte sich. „Nichts da, jetzt ist keine Zeit zum Trinken. Lacht uns erst die Römer aus dem Lande jagen, sonst können wir kein Maß mehr in Ruhe trinken.“

Wie einem heftigen „Donnerwetter!“ sprang die ganze Gesellschaft auf. Dann horten sie ihre Gumpen in die Höhe und riefen: „Arminius soll leben! Hurrah!“ und tranken aus. Kurtig eilten sie davon zum Stamm zu Stamm, überall rufend: „Die Römer kommen! — Und überall klang ihnen die Antwort: „Wer's naut!“

In kurzer Zeit war die deutsche Landwehr einberufen; bald fand der deutsche Heerbaum in guten Verfedern im Teutoburger Walde. Auch die Römer ließen nicht lange auf sich warten, und nun handelte es sich um die bekannte Frage: „Wer hat dich, du schöner Wald?“ — Aber die Germanen machten wenig Umstände; sie sangen: „Sie sollen ihn nicht haben!“ und warfen Steine, Pfeile und Wurfspeerer flogen vor eben herab auf die Römer, die in dem dem Regen aufgeweichten Waldboden ihren ganzen Dril verloren.

Als die Germanen genug gewonnen hatten, erscholl das Kommando: „Fallt das Gewehr, marsch, marsch!“ und mit betäubendem „Hurrah!“ tanzten die Hanten des Arminius in die geschichteten Legionen, die gerne ausgegriffen wären, wenn es nur in dem Walde recht gegangen wäre.

Vorus sah dem Ding nicht lange zu; denn pensioniert wäre er doch geworden. „Frisch sind wir einmal“, sagte er bläsel, „also Schluss!“ rief er laut und stürzte sich in sein Schwert.

Die Sieger aber säuberten den Wald, und während in Rom die Kammer fürnische Sitzungen hielt über Neubildung von Legionen, schlangen die Germanen in ihren Wäldern unter dem frühlichen Gesang der „Wacht am Rhein“ und des „Heil Dir im Siegertranz“ ihre vollen Gumpen; die einen bestimmten den Platz für das spätere Hermannabenteuer, andere gründeten einen Streiterverein, und einer, der von den Römern einige lateinische Broden ausgeknippt hatte, meinte: „Ergo binamus!“

Nicht sehr ermutigend.

Die Lebens- und Lohnverhältnisse in England.

Den Eindrücken eines Korrespondenten von einer Reise nach England entnehmen wir folgendes: Wie in Frankreich, so sind auch in England die Lebensmittel in Fülle vorhanden; jedoch ist alles im Preis bedeutend gestiegen. Trotz der Tatsache, daß für England die Weltmeere frei sind, die Zufuhr also in vollem Maße ermöglicht ist, würde sich eine gewisse allgemeine Teuerung durch die Kriegsverhältnisse leicht erklären lassen; aber diese anormale Erhöhung gewisser Lebensmittelpreise bedarf eines genaueren Studiums. England kann sich so wenig wie andere Länder aus seinen eigenen Landesprodukten ernähren. Da nun aber die Kriegsschiffe und die Arme der etwa 8000 Schiffe zählenden Handelsmarine beinahe zwei Drittel der Fregatzenge entzog, entstand ein Mangel an Handelsschiffen für die Repräsentation der Zivilbevölkerung und folglich auch eine Frachterhöhung.

Durch den Unterseebootkrieg wurde die Versicherungsräume beträchtlich erhöht. Ferner ist durch die Schaffung des Riesenheeres besonders in der Landwirtschaft und im Transport ein Arbeitermangel entstanden und dadurch naturgemäß eine Erhöhung der Löhne, die selbstverständlich einen entsprechenden Einfluß auf die Lebensmittelpreise ausübten. Eine weitere Erhöhung erliefen die Lebensmittelpreise durch die Lebensmittelteuerung. Bei den Fleischpreisen ist ebenfalls die erhöhte Konsumation in Betracht zu ziehen. In England genügt die Landbevölkerung verhältnismäßig wenig Fleisch. In der Millionenarmee wird oder täglich mindestens einmal Fleisch verabreicht, so daß eine große Anzahl Männer in der Woche mindestens zweimal Fleisch genießen, anstatt vielleicht nur zweimal. Dann erlaubt sich auch ein Teil der Zivilbevölkerung, die sich durch den Kriegszustand besserer Lohnverhältnisse erfreut, in erhöhtem Umfange den Genuß von Fleisch. Einen anderen Fall bilden die Preise der Kartoffeln. Zu normalen Zeiten wurden diese meistens aus Deutschland und Rußland eingeführt. Die Einfuhr aus Rußland ist nun mit großen Schwierigkeiten verbunden und deshalb unzuverlässig. Die gegenwärtige Einfuhr von Kartoffeln geschieht daher aus Holland, Amerika und englischen Kolonien, aber zu unnormal höheren Preisen.

Die Arbeitslöhne im allgemeinen haben infolge des Krieges große Schwankungen erfahren. Es entstand in England durch den Krieg eine beinahe panikartige Stimmung im Geschäftslieben. Der spekulative Unternehmungsgeist erlosch, die Arbeitslosigkeit nahm riesige Dimensionen an, besonders unter den wöchentlichen Arbeitern. Bald erholte sich aber die Geschäftswelt von dem ersten Schrecken. Es trat wieder normale Aktivität ein, und mit dem Wachen der Arme verbandelte sich der Zustand der Arbeitermangel gestaltete. Inzwischen wurde die durch den Krieg ihre normale Existenz verloren, übernahm Aufträge für die Arme; Schneider machten jetzt Uniformen, Maschinenfabriken fabrizierten Munition usw. Allen Arbeitsgemeinden wurden einesteils Männer entzogen für die Erstellung von Kriegsmaterial. Um die Lücken auszufüllen, wurden Frauen herangezogen, für alle Branchen, wo nicht physische Kraft oder besondere technische Kenntnisse keinen Erfolg unmöglich machen. In kurzer Zeit verminderte die Arbeitslosigkeit auch unter der weiblichen Bevölkerung und ihre Arbeitslöhne sprangen rapid in die Höhe.

Es ist klar, daß die Lohnverhöhung mit der Teuerung der Lebensmittel Schritt hielt, sondern seit Kriegsausbruch bis September 1916 die Kosten des Unterhaltes sich um 27 Prozent erhöhten, während der Arbeitslohn nur um 18 Prozent stieg.

— Richtigstellung. Gattin.
„Das Telefon ist doch eine großartige Erfindung. Jetzt kann ein Mann auf 100 Meilen Entfernung mit seiner Frau sprechen.“

Gatte: „Ne, sagen wir lieber, ihr zuhören!“

— Schlausopf. Hans (zu seiner Schwester, die von der Tante einen Apfel erpilt): „Wollen wir nicht Adam und Eva spielen, liebe Gräde?“

Gräde: „Wie machst man das?“
Hans: „Du mußt mich mit dem Apfel verfluchen, dann esse ich ihn.“

— Verdiente Strafe. Hans (an der Türe): „Nichts da! Hier werden keine Almosen ausgeteilt! Ich muß auch arbeiten!“
Bogabund: „Geschick Ihnen ganz recht! Warum haben Sie was gelernt?“

— Bewährt. „Wie hat sich denn Ihr Hund bei dem Ueberfall betätigt?“

„D, er hat seiner Dresse alle Ehre gemacht. Als der Strolch mit seinem Knüttel auf mich losging, ist der Roter sofort — rüber weg gesprungen.“

(Fortsetzung folgt.)